Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 11 (1907)

Artikel: Die Bora
Autor: Kelterborn, Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574735

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Bora.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Rudolf Kelterborn, Basel.

I.

Es war in Tizians Stadt, die auch in der Zeit ihres Niederganges für ein Künstlergemüt einen unwiderstehlichen Reiz hat — wo ein junger Maler, Cosimo, mit seiner Gondel von den Giardini pubblici abstieß. Er hatte dort in der Kunstausstellung Nachschau gehalten, ob das Werk, das über sein Leben entscheiden sollte, einen günstigen Platz gefunden und ob es in den weiten lichtvollen Räumen von besserer oder mindestens ebenso guter Wirkung sei wie daheim im Atelier. Er hatte beim Wiederschauen seines Werkes dieselbe Empfindung bekommen, die alle Künstler, auch die Dichter vor der Bühne durchmachen müssen, das Eigene als ein Fremdes zu erkennen, um dann in dem Fremden das Eigene wieder aufzusuchen und zu vergleichen, was man hatte schaffen wollen und was man wirklich zustande gebracht. Später sollte dann die Erkenntnis hinzukommen, was die andern dazu sagen, diejenigen, die sich so gern als „die Welt" betiteln lassen. Zu solchen ernsten Erwägungen paßte eine kurze Gondelfahrt nach der Giudecca hinüber und ein Stündchen Rast auf dieser Insel besser als der Heimweg zu Fuß auf der geräuschvollen Riva degli Schiavoni. Der junge Künstler hatte, soweit er bis jetzt urteilen konnte, das seltene Glück erlebt, ob seiner Schöpfung bei den Kollegen fast ungeteilten Beifall zu finden. Das konnte diesmal um so leichter geschehen, weil er keinem ins Gehege trat. Seine Malerei war keine Lösung eines technischen Problems, keine Farbenschlacht, noch viel weniger ein Versuch, nach allerneuester Weise durch Farbendisharmonie und Verletzung des optischen Schönheitsgefühls etwas ganz Besonderes zu leisten. Durch seine Komposition regte das Bild zum Denken an, sodaß man die Phrasen des Alltagskritikers darüber vergaß. Eine weibliche Figur, an Schönheit den olympischen Gestalten ähnlich, saß halbentblößt mitten unter allerlei auf Polstern und Teppichen ausgebreitetem Maskenkram und Theaterschmuck, das Weib in vollem Lichte, die bunten Effekte im Halbdunkel, auch nicht bis ins Detail ausgeführt, doch so, daß ein forschendes Auge allerlei Bizarres, Mißgestaltetes und Verletzendes erkennen konnte. Der Glanzpunkt der Komposition bestand darin, daß die edeln Züge der Dargestellten sofort erkennen ließen, der Künstler wolle nicht eine Nudität, wie sie jeder Salon bietet, unter irgendeiner populären Flagge dem Beschauer vor Augen stellen, sondern die nackte Weiblichkeit habe hier etwas ganz Besonderes zu bedeuten. Daher wanderten des Beschauenden Blicke stets wieder von der rätselhaften Peripherie nach der hohen Stirn und dem feingeschnittenen Munde des schönen Gebildes, als wollten sie dort erfragen, was es auszusprechen habe.

Bei der Erlöserkirche angekommen, stieg Cosimo ans Land und schlug den Weg nach einer Osteria ein, wo er sicher war, weder einem Künstler noch einem Kunstkenner zu begegnen. Und doch ging er irre. Kaum hatte er sein Strohfläschchen vor sich, so wurde er von einem gleichaltrigen Kunstgenossen, Tommaso, angeredet und aufs freundlichste begrüßt und beglückwünscht.

„Was suchst denn du hier?" fragte er den eben Eingetretenen.

„Nichts anderes," erwiderte Cosimo scherzend, „als daß man nicht mich sucht oder gar findet. Du sollst natürlich ausgenommen sein. Aber nun ist die Frage an mir: Was hat denn dich hiehergeführt?"

„Das brauch' ich nicht zu verhehlen," gab Tommaso zur Antwort; „ich mache Jagd auf ein paar Mascalzonigesichter, solche wie Caravaggios Spieler. Ich hab' was im Wurf, und da sind mir die großen Halunken so willkommen wie dir die Albrizzi."

„Das verstehe ich nicht!" erwiderte der andere verwundert.

„Tu doch nicht so!" war die Gegenrede. „Mir, einem vom Handwerk, wirst du doch Vertrauen schenken können! Zudem hast du nie zu fürchten, daß ich dir ins Gehege komme; denn meinem Pinsel werden schöne Weiber ewig ferne bleiben."

Cosimo versicherte mit dem Ausdruck vollster Wahrheitsliebe, daß er des Freundes Gerede nicht zu durchschauen vermöge, sodaß dieser sich überzeugen ließ und nun die folgende Erklärung abgab: „Weißt du denn nicht, daß die schöne Albrizzi für das Original deiner Kypris oder Pallas gehalten wird, oder wie du die

Figur benennen magst; denn eine Entblößung war nicht nach dem Sinne der Athenienser, wenn sie von ihrer Schutzgöttin redeten."

„Eine Albrizzi kenne ich nicht!" war die Antwort. „Und das Original zu meiner Dea ist ein Kompositum aus meiner Studienmappe. Der Geist, der aus Augen, Stirn und Mund sprechen soll, der ist mein eigen Werk; den hab' ich im Wachen und Träumen so fest gefaßt, daß ich ihn so sicher auf die Leinwand brachte, als wenn mir ein lebendes Wesen Modell gesessen hätte. Möchte wissen, welches sterbliche Weib die Courage hat, meinem Ideal zu gleichen! Es soll ja eben eine Schönheit sein, wie es keine gibt auf Erden, und in Venedig erst recht nicht!"

Das reizte den andern. „Du armseliger Friauler," rief er, „du weißt gar nicht, was für Schätze Venedig hat! Aber jetzt schwöre ich drauf: ich ruhe nicht, bis du sie gesehen und Abbitte getan für die Blasphemie, die du soeben ausgesprochen! Uebrigens brauchst du keine Angst vor Unannehmlichkeiten zu haben; denn, soweit ich die Dame kenne, wenn sie dir auch öffentlich zürnen sollte, so ist sie im innersten Herzen entzückt, in dem Bilde wieder erkannt zu werden. Immerhin tust du gut, der Rolle getreu zu bleiben und vorzugeben, daß hier auf göttlichen Wink der Zufall gewaltet."

Kaum hatte Tommaso geendet, so ging die Türe auf, und eine Gesellschaft von Männern trat herein, denen man es gleich ansah, daß sie nicht zu der nahegelegenen Dogana gehörten, sondern zu denen, die hinter deren Rücken die Adria libera als Tanzboden der Contrabandieri betrachteten. Richtige Caravaggiobköpfe! Eine schwarzgekleidete Weibsperson war bei ihnen, und da sie sich am Tische niedergelassen, sah sie mit aufgestemmten Ellenbogen zu, wie die Gesellen die Spielkarten aus der Jacke zogen und sich dem Gioco hingaben, noch ehe der Wirt einen Fiasco auf den Tisch gesetzt.

Das war es, was Tommaso gesucht. Cosimo nahm daher Anlaß sich zu verabschieden; doch mußte er vorher noch dem Freunde die Zusage geben, sich bei der ersten sich bietenden Gelegenheit der Contessa Albrizzi vorstellen zu lassen, die sicherlich den neuen Lagunenschwan aufs verbindlichste begrüßen werde.

Wenige Wochen waren vergangen, als das Angebahnte sich wirklich in Szene setzte. So oft von der Esposizione delle Arti die Rede war, so wurde auch des jungen Friaulers Werk aufs rühmlichste hervorgehoben. Die Presse sowohl als der mündliche Gedankenaustausch begrüßten den Novizen in der Künstlerwelt als einen Mann, der mit einem Meisterstück in die Schranken getreten und einer großen Zukunft entgegengehe. Schillers Worte schienen auf ihn zu passen:

Wie leicht ward er dahin getragen,
Was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die luftige Begleitung her!
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

Doch war ihm oft, wenn die Kunstgenossen in brutalen Scherzen von einem Himmel voll Geigen sprachen, ohne daß er Schillers Dichtung kannte, ein Gedanke vor die Seele getreten, den der große Schwabe ebenfalls zu Worte gebracht:

Mir grauet vor der Götter Neide;
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zuteil!

Wie schon zu Tizians und Dürers Zeiten hatte sich in der Lagunenstadt eine Gruppe von Künstlern und Kunstfreunden enge aneinandergeschlossen, darunter Damen der Aristokratie, Leute, bei denen noch Fühlung zu fühlen war zwischen der Gegenwart und den klassischen Tagen, wo aller Welt Augen sich nach der Dogenstadt richteten, wo Paris und Madrid und selbst Florenz und Rom nicht gleichgültig gegen sie sein konnten.

Contessa Albrizzi war eine junge Witwe, die sich nach Ablauf der Trauermonate wieder in den maßgebenden Kreisen der Stadt zu zeigen begann. Während sie die meiste Zeit des Jahres auf dem venezianischen Festlande in ihren Besitzungen am Südabhange der Alpen zu verweilen pflegte, zog sie es vor, die Tage der rauhen Jahreszeit, wo städtisches Leben die Menschen zusammenführt, am Canal grande zu verbringen, und sie hegte die Absicht, auch als Witfrau ein offenes Haus zu halten für alle, die zur guten Gesellschaft zählten, somit auch für solche, die sich in der Künstlerwelt hervortaten.

Cosimo war durch seinen Freund in eine Gesellschaft eingeführt worden, wo sich die Bekanntschaft mit der Witwe Albrizzi wie von selbst ergab. Es geschah sogar, wenn auch durch Zufall, auf eine feinsinnige Weise. Noch war der junge Künstler nicht allen Anwesenden vorgestellt worden, als er hören konnte, wie von der Kunstausstellung und seiner neuesten Schöpfung und deren schwerer Deutung die Rede war. Deutlich konnte er von einer Dame die Worte vernehmen: „Mir ist die Sache sonnenklar!" Aller Augen waren auf die Sprecherin gerichtet, die sich nun umwandte und Cosimo ein Antlitz erkennen ließ, das ihn allerdings überraschen mußte; es war, in die Wirklichkeit eingetreten, die Gestalt, die verkörperte Seele, die er im Geiste gesehen und mit seiner Kunst erfaßt hatte. Sie trug in ihren Zügen das, was er hatte aussprechen wollen, Triumph über die Armseligkeit des Alltaglebens, Sieg über das weltlich Kleinliche, Hoheit und Heiterkeit seltsam verschmolzen.

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo es Tommaso für geboten hielt, zu erklären, daß der Schöpfer des besprochenen Werkes sich im Saale befinde. Die Vorstellung geschah. Die Dame sprach ihre Freude aus, einen Mann persönlich kennen zu lernen, dessen Werk sie beim ersten Anblick begrüßt habe, als hätte sie selbst dabei mitgeholfen. Nicht dieses Kompliment war es, sondern die kindlich anmutige Weise, mit der es ausgesprochen wurde, was den jungen Meister entzückte. Alles, was er bisher durch seinen Freund von der Albrizzi vernommen, schien ihm nun ganz selbstverständlich, als ob es nicht anders sein könnte. Ehe er noch zehn Worte mit ihr gewechselt, stand es fest bei ihm, daß sich bei ihr Geist und Herz mit der körperlichen Schönheit vollkommen das Gleichgewicht hielten und daß diese seltene Harmonie es begreiflich mache, wenn sie ihn als Künstler sofort gewonnen.

Er sollte in der Folge erfahren, ob er das Wahre getroffen.

Daß Margherita einige Jahre als Gattin neben einem mehrere Jahrzehnte ältern Sonderling gelebt, der

ihr, seinen Liebhabereien für Antiquitäten und morgenländische Schaustücke nachgehend, eine große persönliche Freiheit gelassen, das schien willkommen als günstigste gesellschaftliche Folie, als Gewähr einer seltenen Selbständigkeit.

Gerne kam die Schöne den Wünschen der Gesellschaft nach, in Gegenwart des Künstlers ihre Gedanken über das Bild zu äußern. „Es ist," sprach sie, „der Sieg des Schönen, der reinen Kunst als einer gesunden Tochter der Natur über die Maskerade von Künsteleien, die von Kranken und Unberufenen in die Welt der großen Meister eingeschmuggelt wird. Mögen es die Rezensenten und sogenannten Kunstkenner, ja die Herren vom Pinsel selber nennen, wie sie wollen, dieses fieberhafte Aufsuchen der Unnatur, dieses Festhalten des Unschönen, es ist eine Krankheit, deren Ursache nicht in der Kunstwelt allein zu suchen ist, es ist die Quintessenz unseres Zeitalters. Und Maestro Cosimo Riccardi hat mit vollem Bewußtsein, das seh' ich aus den Augen seiner Göttin leuchten, den Nagel auf den Kopf getroffen, indem er in seiner Dichtung die Hoffnung ausspricht, daß Raffaels und Tizians unsterblicher Schönheitssinn einst wieder über die modernen Zuckungen triumphieren werde!"

So redete sie mit Feuereifer, einer göttlichen Muse gleich im Kreise der Sterblichen, und demjenigen, den es am meisten anging, war es, es würde ihm von heiliger Hand ein Lorbeer auf die Stirne gedrückt. Von allem, was die andern Anwesenden noch beizufügen und zu deuten hatten, hörte er kaum die Hälfte, und es schienen ihm alles hohle Klänge, Worte ohne Gedanken. Sie allein hatte in seine innerste Seele geschaut. Doppelt mußte er sie hochachten, da er selber nie in Worten so scharf ausgesprochen, was er mit seiner Pinseldarstellung hatte sagen wollen. Bestätigt wurde er nun in dem festen Glauben, daß die wahre Kunst sich durch die Einöde der Gegenwart so gut wie durch das mittelalterliche Felsengewirr zwischen hellenisch-augusteischer Blütezeit und der Renaissance das Leben gefristet hatte und nun aufs neue zur Blüte erwacht war.

Des Malers Glück schien den Gipfel erreicht zu haben, als er eine Stunde später von derselben Schönen eingeladen wurde, mit ihr die Gondel zu teilen, da er von S. Eustachio, wo sie zu landen gedachte, nicht mehr weit nach seiner Wohnung habe, die in der Nähe von San Jacopo dell'Orio lag. Bald saß er ihr gegenüber, und glücklich ersah er noch den Augenblick, ehe sie den Handschuh vollkommen angezogen, einen Kuß auf ihre Rechte zu drücken. Mochte sie es nehmen, wie sie wollte, als Zeichen der Bewunderung für ihre Schönheit oder als Dank für alles, was sie getan und gesprochen. Sie ließ ihn gewähren und zürnte nicht; ja, sie fand es wohl selbstverständlich, als er, in der Gondel ihr gegenübersitzend, ihre Hand bald wieder in der seinen hielt.

Cosimo war kein schöner Jüngling im Sinne der Almanache: er trug nicht „lockiges Haar", wie es den Künstler verrät, sondern er glich, kurzgeschoren, jenen monumentalen Köpfen, die in Paul Veroneses figurenreichen Bildern zu treffen sind. Energie in idealer Richtung, Festigkeit im Innern verrieten seine Züge. So faßte ihn die Dame, die ihm gegenüber saß, auch sofort auf, als ein Widerspiel zu den schmachtenden Verehrern aller Altersstufen, die sich ihr huldigend zu nähern suchten.

Als wäre sie schon seit Jahren mit Cosimo bekannt, führte Margherita das Gespräch weiter, das sie im Freundeskreise begonnen. „Ich habe das Jahr meiner Zurückgezogenheit nicht besser zu verwenden gewußt als im Umgang mit Kunstwerken. Selbst den Pinsel geführt habe ich nie, sowenig als ich mich zu musikalischem Dilettantismus verstehen konnte. Alles Halbe ist mir ein Greuel. Dafür suchte ich mich mit ganzer Seele in die Werke derer zu vertiefen, die wirklich zum Schaffen berufen sind. Da macht es mich nun freilich glücklich, wenn ich glaube, den Gedanken großer Männer nahegetreten zu sein. Doch das Rätselaufgeben ist nicht Sache der Kunst; es mag nur gelegentlich so aussehen; der Maler stellt sich eine ganz andere Aufgabe. Oder sollte ich mich irren?"

„Wenn nur alle die," sprach der Gefragte, „die vom Katheder aus Kunst und Aesthetik dozieren, so klaren Sinnes wären wie Sie, so wäre es besser bestellt! Aber gerade diese schreiben dem Künstler Absichten zu, injizieren seinen Werken Säfte und Kräfte und künstlich Blut, die ihnen gar nicht innewohnen."

Plötzlich, da man dem Fahrziele nahe war, nahm das Gespräch eine persönliche Wendung, indem die Albrizzi einlenkte: „Das müssen Sie sich leider gefallen lassen und noch anderes. Ehe wir scheiden, müssen Sie mir noch versichern, daß Sie in Ihrem Rinascimento keine Nebenabsicht tragen!"

„Die wäre?"

„Daß Sie mich selbst, die sich Ihrer Gegenwart freut und die Sie noch nie unter vier Augen gesprochen und noch nie im Atelier gesehen, porträtiert haben?"

Mit diesen ruhig, fast herzlich gesprochenen Worten hatte Margherita gleichsam einen Stein von des Malers Brust gewälzt. Ihm war es bänglich, daß sie den Umstand, der ihn ja eigentlich in ihre Nähe geführt, mit Stillschweigen übergangen. Ein lauter Vorwurf wäre ihm sogar lieber gewesen als das stumme Ignorieren. Daher atmete er nun auf, als sie in so gewinnender Weise die Sache zur Sprache brachte.

„Das Mädchen," erklärte er, „das mir persönlich zum Modelle diente, als ich das Bild entwarf, ist keine große Dame, ihre Vorfahren stehen nicht im Goldnen Buch. Es ist eine Dalmatinerin; der Vater ist Schmuggler oder so was in Chioggia, und sie gibt sich gelegentlich den Künstlern zum Vorbild, ohne das nun einmal nichts Lebensfähiges zustande kommt. Doch das bezieht sich nur auf die Gestalt; den Gesichtsausdruck, den hab' ich nirgends verkörpert gefunden, den hab' ich, wenn nicht geschaffen, so doch empfunden!"

„Eine Dalmatinerin also!" rief Margherita, ihre Hand freimachend. Des Künstlers letzte Worte hatte sie kaum mehr gehört. „So hat die Welt doch nicht ganz fehlgeschossen mit ihrer Vermutung! Dem Küstenkind gehört nicht nur der Leib, sondern auch das Angesicht, die Seele. Auch meine Voreltern stammen aus Dalmatien. Es ist zwar schon lange her. Zur Zeit Skanderbegs sollen sie vor dem Türkenschwert geflohen sein und sich im Norden angesiedelt haben. Das weiß ich gewiß, daß wir aus Ragusa stammen. Davon plaudern wir, sobald Sie mir die Ehre Ihres Besuches schenken; dann werde ich Ihnen

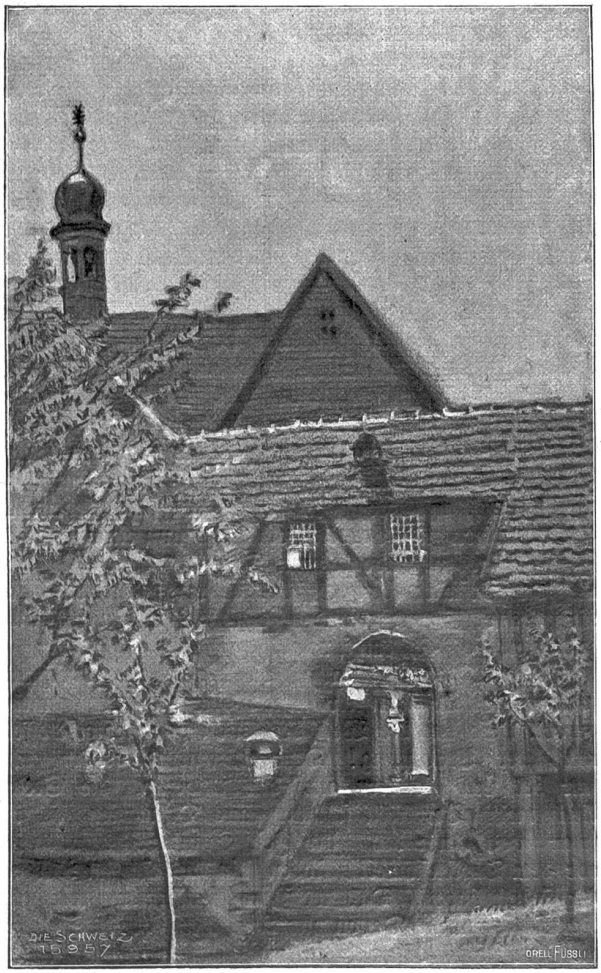
auch byzantinische Familienraritäten vorweisen. Wir sind leider an der Scala angekommen!"

Ihr letztes Wort, da er ihr aus der Gondel half, war zutreffend: „Wir haben nicht nötig, wie Salomon oder sonst ein weiser Israelit behauptete, einen Scheffel Salz miteinander zu verzehren, bevor wir uns Freundschaft und Vertrauen schenken!"

Fünf Minuten später sah sich der Künstler allein, und er fand es erwünscht, bevor er die Enge des Hauses aufsuchte, ein Weilchen auf dem knappen Kirchplatz zu promenieren, um sich die erlebten Momente noch einmal vor die Seele zu führen. Es war alles so schön gekommen, und doch war es, als hätte es nicht anders sein können!

II.

Cosimo war im Verlauf von wenigen Monaten ein ganz anderer Mensch. Er war so sehr an die schöne Illyrierin gekettet und sie an ihn, daß er vor der Staffelei sowohl als in der nächtigen Gondel, die ihn auf später Lagunenfahrt nach seiner Wohnung führen sollte, stets nur sie und immer wieder sie erblickte. Daß er ein anderer, fühlte er bis ins Innerste; ob er aber gestiegen oder gesunken war, darüber kamen ihm wohl bisweilen die quälendsten Zweifel. Alles bisher Geleistete schien ihm oft nur eine Ouvertüre zur Opera eroica, nur eine Morgenröte zum vollen Tage, den er schaffen wollte. Das waren selige Gefühle des Aufsteigens, der unversiegbaren Kraft. Aber es kamen auch Momente, wo er sich sagte, sein Erstlingswerk sei auch sein Schwanengesang, sein ganzes künstlerisches Dasein sei nur ein Meteorleuchten. Er gedachte des Riesen Antaios, der immer wieder Kraft gewinnt, wenn er sich der Erde nähert, und er meinte, immer stärkeres Können zu spüren, wenn er in der ihm allein gehörenden Freundschaft Margheritens schwelgte. Und doch war es gerade das ewige Denken an sie, was ihn von der Sammlung des Geistes abhielt, das statt ein scharfes Denken nur ein seliges Schwimmen in süßen Gefühlen schuf.



Motiv aus Oberdorf bei Solothurn (Kirchhoftreppe).
Nach Zeichnung von Gerhard Bühler, Solothurn.

Sein Bild war ihm fast zuwider geworden, da sie ihm bei einem Besuch im Atelier, wo er ihr sämtliche Aktskizzen, die er von der Dalmatinerin entworfen, hatte vorweisen müssen, die Aeußerung tat: „Ich habe viel über die Komposition nachgedacht und einen Gedanken gefaßt, der mir fast noch poetischer schien als der, den Sie ausgeführt; aber nun ist es zu spät, ich muß ihn in meiner Brust begraben!"

Sie hatte ihm versprochen, ihr Schweigen zu brechen, wenn er ihr einen seltsamen Wunsch erfülle, den auszusprechen ihr nicht leicht werde. Da das gegenseitige Verhältnis schon längst den Begriff der kühlen Freundschaft überschritten, so hatte er zugesagt und mit glühenden Blicken wiederholt, es gebe ja nichts in der Welt, was er ihr nicht, wenn es in seiner Macht stehe, zu Füßen lege.

Wie hatte das nur so schnell kommen können? Wie sich die seelenlosen Stoffe im Schoße der Erde jahrhundertelang nahe liegen und doch nicht vereinigen können, dann aber, durch elementare Gewalt plötzlich freigeworden, aufeinanderstürzen und die innigste Verbindung eingehen, daß zum Beispiel aus zwei ganz heterogenen Materien ein wasserklarer Bergkristall entsteht, dessen Bestandteile kein sterbliches Auge zu unterscheiden vermag, so geschieht es oft mit den Menschenseelen.

So wenig auch Margherita von ihrem verstorbenen Gemahl hinter Schloß und Riegel gehalten worden war und so gerne sie sich in der Welt bewegt hatte, so war ihr doch nie ein Mann so schnell und mit solchem Gewichte nahegetreten wie der fast unscheinbare Cosimo, der sich nicht im mindesten aufgedrängt. Vielleicht gerade darum!

Genau so erging es ihm. Er hatte oft schon der Frauenwelt den Rücken gekehrt, hatte auch schon manches schöne Weib bewundert, mit andern getändelt und sogar von Liebe gesprochen; aber jetzt sah er sich so ganz anders von den Gefühlen umfangen, die ihm Margherita einflößte. Ganz besonders durchglüht fühlte er sich, wenn sie nicht zu ihm hinüber-, sondern zu ihm hinaufblickte, anerkennend, daß sie nicht nur die Werke seines Pinsels, sondern die Worte seines Mundes, die Gedanken seiner Seele schätze als ungleich höher denn die, wie man sie in jedem Vicolo oder sogar in den Prunksälen Venedigs zu hören bekam.

Die Ausstellung sollte, da der Sommer zu Ende ging, bald geschlossen werden. Sie war längst nicht mehr das Tagesgespräch der Venezianer; denn das Eintreffen fremder Kriegsschiffe in dem halberstorbenen Hafen zog nun aller Aufmerksamkeit auf sich, zumal es mit den Besuchen fürstlicher Personen verbunden war, was navale

Schauspiele und nächtliche Illuminationen im Gefolge haben sollte. Man war also gewiß, im Giardino pubblico und desgleichen in der Kunstausstellung kaum einem Bekannten zu begegnen. Auf dem Wege dahin und während des nachfolgenden kurzen Plauderstündchens im Grünen sollte Margherita ihre Gedanken offenbaren, beides, welchen Wunsch er ihr zu erfüllen habe und in welcher Weise sie den Plan des Rinascimento, der Wiedergeburt der Kunst, zur Ausführung gebracht hätte.

Schon da er sie in der Gondel abholte, war ihr Benehmen ein aufgeregteres als gewöhnlich. Sie gestand es ein, daß die Periode des Scirocco, auch wenn er sich kaum merken ließ, ihre Nerven bis ins Innerste in Bewegung setze. In der Ausstellung angekommen, verlangte sie, seinem Bild kaum einige Aufmerksamkeit schenkend, gleich wieder hinaus, sich unter dem Schatten der Mimosen an einem Sorbetto zu erfrischen. Auch da war sie bald andern Sinnes.

„Wie haben es doch die Männer so gut," sprach sie, ohne auch nur ihrem Begleiter ins Auge zu schauen; „der Erfüllung ihrer Wünsche drängen sich nicht hundert Bedenklichkeiten entgegen!"

„Dafür," wagte Cosimo zu entgegnen, „ist es der Männer Pflicht, den Frauen bei der Erfüllung ihrer Wünsche behilflich zu sein. Und Sie haben mir ja versprochen, Ihnen dienen zu dürfen, wenn Sie zur Erfüllung eines Wunsches fremder Hilfe benötigt sind!"

„Und damit erinnern Sie mich," sprach sie fast unwillig, „daß ich Ihnen noch eine Dichtung in Worten schuldig bin, die sich auf Ihre Dichtung in Formen und Farben bezieht. Aber ich bin heute zu nichts fähig, nicht einmal zum Vernünftigreden ... Ich wollte, ich könnte diesen Scirocco in eine nordische Windsbraut verwandeln oder in eine Bora, die vom Karst herunterfauft, das istrische Becken aufregt und an den Felsen von Cherso und Veglia hinaufstürmt, daß der Gischt die Wassertiere turmhoch in die Klippen hinaufschleudert!"

„Gerade diese Stimmung ist es," war Cosimos Gegenrede, „die im Künstlerherzen fassungswerte Gedanken erzeugt. Um so dringender bitte ich, mir Ihre eigene Vorstellung des Rinascimento nicht vorzuenthalten!"

Sie sprach, mit zierlichen Fingern in der Luft malend: „Meine Komposition wäre folgende. Während Ihre allegorische Figur sich zeigt, als hätte sie soeben selbst den Maskenkram von sich gelegt und schäme sich des Vergangenen, so schwebt mir eine etwas zierlicher gehaltene, antik gewandlose Psyche vor, die mit vorgehaltener Lampe zu forschen sucht, wo denn die Seele des vor ihr ausgebreiteten Flitters zu finden wäre. Ihre feinen Züge müßten in ewiger Jugend so recht klassisch mit dem fratzenhaften Apparat kontrastieren, der zu ihren Füßen liegt. Ja, der Fuß selbst, fein wie von einer homerischen Nymphe, so recht als lebendiger Or-

Kirche von Oberdorf am Fuß des Weißenstein bei Solothurn (1612).
Nach Zeichnung von Gerhard Bühler, Solothurn.

ganismus dem toten Theatermachwerk entgegenleuchten ..."

Nun schaute auch der Künstler der Erzählerin nicht mehr ins Gesicht, sondern er staunte vor sich hin, als stehe das Gemälde schon vollendet vor seiner Seele. Das verletzte die feinfühlende Dame nicht, im Gegenteil, es schmeichelte ihr. Doch machte die Sciroccoluft, die ihr den Geist angeregt und die Zunge gelöst hatte, eine weitere ruhige Auseinandersetzung, ein beschauliches Hingeben an den ergriffenen Stoff wiederum unmöglich. „Latte d'asina (Eselsmilch)!" rief sie plötzlich und schüttete den Rest des zerflossenen Sorbetto auf den Kiesboden. Einen vorübereilenden Cameriere herbeiwinkend befahl sie: „Granito! Oder besser noch Spumante mit Eis! Und etwas Knusperiges dazu! In die Stadt kehren wir doch nicht zurück, bis die Kandelaber brennen!"

(Fortsetzung folgt).

Ich bin die Auferstehung und das Leben ...

Skizze von Elisabeth Görres, Davos. Nachdruck verboten.

Wollen Sie ihm nicht ein Kruzifix in die Hand geben, Frau Matthias? Ich will Ihnen eins überlassen, wenn Sie keins besitzen!"

„Danke, Herr Pfarrer," antwortete die alte Lehrerfrau in dem faltigen schwarzen Staatsrock mit rauher Stimme, „ich hab' schon noch eins da, von meinem seligen Mann; dem hab' ich's in die Hand getan, als er im Sarge lag. Und auch der Tochter, als sie im Sarge lag. Aber der Sohn soll's nicht haben. Ich will nichts mehr von Gott in meinem Zimmer sehen. Ich hab' ihn nach oben in die große Truhe gesteckt, wo die alten Sachen liegen, die man nicht mehr braucht, Herr Pfarrer!"

„Frau Matthias," fing der Geistliche an zu eifern, „versündigen Sie sich nicht mit solchen Reden! Und ich glaube Ihnen auch nicht, daß Sie im Ernst reden. Aus Ihnen spricht nur der Schmerz! Wenn Sie ruhiger sind ..."

„Wird das Kruzifix noch oben in der Truhe liegen, Herr Pfarrer! Und solang' ich lebe, wird es da liegen bleiben. Und die Bibel dabei," fiel die alte Frau ihm ins Wort, während ihre braunen Arbeitshände sich ineinanderschlangen und an den langen schwarzen Bändern ihrer Seidenhaube zerrten. „Lassen Sie nur gut sein, Herr Pfarrer; Sie reden, wie Sie denken und wie es Ihre Pflicht ist! Sie werden mir auch genug sagen können; aber es wird mich nicht mehr überzeugen. Es ist zuviel Jammer in der Welt, wohin man sieht. Und Sie sagen mir: Gott ist gut, gerecht, und wir sollen ihm danken für seine große Güte! Ach ... Güte! Warum läßt mich Gott so allein in meinem Alter? Warum läßt er mir erst Mann und Tochter und den Sohn wegsterben? Beide Kinder ... und so jung ... kaum, daß ich sie großgezogen hatte! Ist das gut? Ist das gerecht? Wir haben ihm niemals etwas getan ... nein ... und sind immer rechtschaffen gewesen und haben uns unser Lebtag an ihn gehalten! Sie sagen uns: Man soll ihn anrufen in aller Not, er wird erhören! Aber er hört nicht, er hört es nicht ... und läßt einen allein im Elend! Prüfungen ... Ja, ja ... er prüft uns alle schon hart genug! Er soll doch der Vater sein ... Aber, quält man denn seine Kinder? Man möchte sich doch in Stücke reißen für sie, und das Herz blutet einem, wenn sie leiden müssen! Und der da oben ..."

Sie brach ab und starrte finster auf den Toten, über dessen starres junges Gesicht die matten Schatten des Kerzenlichtes gingen.

Der Geistliche griff nach der Türklinke. „Sie sprechen im Schmerz, Frau Matthias; Gott wird Ihnen das nicht anrechnen! Aber denken Sie daran: es wird noch einmal eine Stunde kommen, wo Sie vor Ihrem Richter stehen werden und Rechenschaft geben müssen für diese Worte ... Denken Sie daran ..."

„Und ich werde Rechenschaft von ihm fordern für all das da ..."

Sie wies mit dem Kopf nach dem Sarge und wandte dem Manne den Rücken.

Der Pfarrer ging fort, und die alte Mutter setzte sich nieder, um die Totenwache zu halten bei ihrem Sohne. Es war am Abend, und auf die Dämmerung folgte eine helle Mondnacht. Durch die geöffneten Fenster kam der Mondenglanz herein, und seine weißen Flammen vermischten sich mit dem matten gelben Lichte der Kerzen und glitten über den Schläfer in seinem engen schwarzen Hause aus Tannenholz und über die müde bittere alte Frau, die in einem großen Steinhause wohnte und ganz allein war in diesem großen Haus, einsamer, verlassener als der Jüngling in seiner Bretterhütte.

Draußen ging der Mai durch die Welt und schmückte sie. In weiße Schleier eingesponnen standen die Obstbäume in weichen verschwimmenden Umrissen gegen den stahlblauen Nachthimmel. Bis fernhin zum Horizonte dehnten sich mondenhelle Wiesen, und blütenüberschüttete Bäume neigten sich über die kleinen Kanäle, die wie flimmernde Silberbänder sich ausbreiteten und durcheinanderschlangen.

Warm und lebendig war diese Frühlingsnacht. Die seltsame große Lenzeskraft ging auf und nieder und durchflutete die Natur mit dem Strome des Lebens. Feierlich und heilig war diese Frühlingsnacht, voll von Glanz und Duft und heimlichem Gesang.

Durch die offenen Fenster des Sterbezimmers wehte Fliederduft herein, und ein trunkener Falter taumelte in das Kerzenlicht. Die Flamme zischte auf, und zerfetzt und verbrannt sank der sterbende Schmetterling auf das weiße Spitzenkissen des Toten.

Die alte Frau erhob sich schwerfällig aus ihrem geflochtenen Korbstuhl und nahm ihn fort. Die Kerzen, von einem leisen Luftzug getroffen, flackerten ein wenig hin und her, und in dem Spiel der Schatten schien es der Alten, als lächelte der Tote sie an.

Er lächelte sehr kindlich. So, wie er als kleiner Knabe gelächelt hatte, als er in seinem blauen Kittelchen und dem braunen Lederschürzchen die „Mutter" rief, um ihr eine Libelle oder einen Käfer zu zeigen.

Sie strich leise über sein Gesicht und setzte sich wieder sinnend in ihren altersbraunen Korbstuhl.

Vergangene, versunkene Bilder kamen ihr, blaß, ungeordnet, rasch einander ablösend. Einmal waren es die Kinder, die klein, helläugig und lärmend in dem großen Hause herumliefen. Sie hörte wieder die fröhlichen Stimmen, sie sah die frischen Kindergesichter zwischen altem Hausrat auftauchen. Sie sah wieder die häßliche Wachspuppe mit den großen stieren Augen im Arme des kleinen Mädchens und den braunen Bär und das weiße Lämmchen, von denen sich der Junge auch im Schlafe nicht hatte trennen wollen. Sie sah sie halberwachsen in Hof und Garten herumtollen, blühend, lebensfrisch.

Dann war es wieder der Mann. Er stand im Schulzimmer und spielte die Geige, und sie und die Kinder standen um ihn herum und sangen: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte ..." zum Dank an Gott für die reiche Ernte, die er ihnen auf ihrem kleinen Landbesitz hatte gedeihen lassen.

Sie sah sich wieder mit dem Manne zur Kirche gehen, nicht mehr jung und jugendfrisch, aber stattlich und voll Lust am Leben und Schaffen. Der bunte ländliche Hochzeitszug kam an ihr vorbei; der Lärm der Musikanten, das Rufen und Ju-